

# Alles nur Fleischwunden?

## Deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg, Kriegsverletzungen und der Versuch einer Diskursanalyse

Kathrin Kiefer

### Einleitung

Die historische Diskursanalyse fragt danach, was zu einem bestimmten Zeitpunkt sagbar und was unsagbar war. Anhand der Wechselbeziehung „zwischen Text und Material auf der einen Seite und Kontext auf der anderen Seite“<sup>1</sup> werden regelmäßig auftretende Muster des Sagbaren untersucht, um auch die Grenzen eruiieren zu können, die „dem Denken und Sprechen einer Gesellschaft auferlegt waren“.<sup>2</sup>

Im Folgenden wird der Umgang deutscher Soldaten mit Kriegsverletzungen am eigenen Körper im Zweiten Weltkrieg tentativ beleuchtet. Der Nationalsozialismus propagierte im Zuge seiner Vorstellung einer germanischen Herrenrasse das Bild eines „vollkommene[n] und krisenfeste[n] Körper[s], der als Sinnbild für Schönheit, Gesundheit und Reinheit fungierte.“<sup>3</sup> Gleichzeitig wurden unzählige Soldaten durch die Kriegshandlungen verwundet und verstümmelt. Wie gingen Soldaten, die mit dem Bild des gesunden, starken und kämpferischen Idealkörpers konfrontiert wurden und nun der konträren Kriegerscheinung von zahllosen versehrten, „verdreckten und sterbenden Soldaten“<sup>4</sup> ausgesetzt waren, mit Kriegsverletzungen am eigenen Körper um? Wie wurde über die Versehrtheit des eigenen Körpers gesprochen, wo lagen die Grenzen des Sagbaren?

Da eine „Abgleichung von empfundener [soldatischer] Körperlichkeit und diskursiv vermittelter Körperlichkeit“<sup>5</sup> neue Perspektiven der Wirksamkeit der NS-Propaganda ermöglichen kann, wird gemäß einem diskursgeschichtlichen Zugriff nach Achim Landwehr zunächst der situative, mediale sowie institutionelle Kontext der Quellen erläutert. Danach folgt die Makroanalyse des Feldpost-

1 Achim Landwehr: Historische Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2018, S. 102.

2 Siehe dazu den Beitrag von Johannes Bosch zur Diskursanalyse in diesem Band.

3 Paula Diehl: Körperbilder und Körperpraxen im Nationalsozialismus, in: Dies. (Hg.): Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen, München 2006, S. 9–30, hier: S. 16.

4 Dagmar Ellerbrock: Zur Übersterblichkeit „arischer“ Männerkörper: Körperkonzepte in Transition, in: Diehl, Körper, S. 281–305, hier: S. 290.

5 Ebd., S. 283.

wechsels einer Soldatenfamilie, bevor ein einzelner Brief im Hinblick auf die bis dahin gewonnenen Aussagen mikroanalytisch beleuchtet wird.

## Quelle und Operationalisierung

Im Laufe des Zweiten Weltkriegs wurden etwa 30 bis 40 Milliarden Feldpostsendungen verschickt. Zwar können Feldpostbriefe nicht uneingeschränkt als „Spiegel innerer Befindlichkeit“<sup>6</sup> gelesen werden – einerseits aufgrund der 1938 juristisch fixierten Zensurbestimmungen, andererseits aufgrund der Selbstzensur der Schreiber, die mitunter aus Gründen des Selbstschutzes und des Schutzbedürfnisses der Familie individuell bedeutsame Themen aussparten.<sup>7</sup> Als einzige prüfbare Form der direkten Kommunikation zwischen Soldaten und ihren Familien bilden sie jedoch in besonderem Maße ab, was vor dem Hintergrund des propagierten Körperideals und den eigenen Kriegsverletzungen eigentlich sagbar und was unsagbar war, weshalb sich eine Analyse von Feldpostbriefen für die vorliegende Fragestellung anbietet.

Die Familie Westphal aus der Nähe Hamburgs schrieb zwischen Januar 1940 und April 1945 zahlreiche Feldpostbriefe, von denen im Jahr 2010 rund 450 Briefe in einer über 300-seitigen Edition von den beiden jüngsten Söhnen Dirck und Jürgen veröffentlicht wurden. Bei der Analyse kann die äußere Form folglich nur bedingt Rückschlüsse auf die Relevanz von Aussagen zulassen, da die Briefe nur in editierter Form und nicht im Original vorliegen.

Die Familie, die eine eigene Firma mit weltweitem Teehandel betrieb, bestand zu Kriegsausbruch aus der Mutter Margarethe, ihren vier leiblichen Söhnen sowie einem Adoptivsohn; der Vater verstarb bereits 1936. In der editorischen Notiz der Briefsammlung reflektierten die beiden Herausgeber, dass ihrer Erinnerung zufolge zwar in ihrer Familie „niemand begeistert für den Krieg“<sup>8</sup> war, bemerken aber, dass „[a]uch wir in unserer Familie [nicht] erkannten [...], wie

6 Elke Scherstjanoi: Als Quelle nicht überfordern! Zu Besonderheiten und Grenzen der wissenschaftlichen Nutzung von Feldpostbriefen in der (Zeit-)Geschichte, in: Veit Didczuneit (Hg.): Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011, S. 117–125, hier: S. 121.

7 Detlef Vogel: „... aber man muß halt gehn, und wenn es in den Tod ist“. Kleine Leute und der deutsche Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, Bd. 2), Essen 1995, S. 37–57, hier: S. 37 f; Martin Humburg: „Jedes Wort ist falsch und wahr – das ist das Wesen des Worts.“ Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost, in: Didczuneit: Schreiben im Krieg, S. 75–85, hier: S. 82.

8 Vorwort, in: Dirck Westphal/Jürgen Westphal (Hg.): Feldpostbriefe im 2. Weltkrieg. Briefwechsel von Grete Westphal und ihren 5 Söhnen im Krieg, Norderstedt 2010, S. 14.

unser Denken und Gewissen in diese Radikalisierung [des Nationalsozialismus] hineingezogen wurden“.<sup>9</sup>

Das Konvolut der Familie Westphal eignet sich aufgrund der mehrfachen Verwundungen und den damit einhergehenden langfristigen Lazarettaufenthalten der beiden Söhne Geert und Henning, um erste Aussagen zu aggregieren, die von Soldaten zum Thema Kriegsversehrtheit getätigt wurden. So wurde Geert (\*1921) 1943 in Russland durch einen Raketenwerfer („Stalinorgel“) am Unterarm verwundet. Nachdem er wenig später wieder einsatzfähig war, wurde er bei einem Angriff durch mehrere Splitter verletzt und kam erneut ins Lazarett. Nach seiner Genesung wurde er wieder in Russland eingesetzt. Als er nach einem Panzerangriff am 20. Juli 1944 einen verwundeten Kameraden retten wollte,<sup>10</sup> wurde er von russischen Soldaten erschossen. Sein jüngerer Bruder Henning (\*1922) wurde kurz nach Beginn seiner Soldatenlaufbahn durch einige Splitter von einer Holzmine am Unterarm verletzt und verbrachte allein bis Oktober 1942 150 Tage in einem Lazarett.<sup>11</sup> Einige Monate später wurde er im Osten durch einen Durchschuss versehrt, der seinen Hals, die Schulter, den Arm sowie seinen Rücken traf. Im Herbst 1944 kam er zurück zu seiner alten Kompanie, wurde aber im November erneut durch Granatsplitter, Steck- und Streifsplitter sowie einen Durchschuss am Unterkörper verwundet, sodass er die Zeit bis Kriegsende im Lazarett verbrachte. Die Briefe von Geert und Henning scheinen als Quellen besonders geeignet, da neben ihren zahlreichen Verwundungen im Hinblick auf ihr Alter davon ausgegangen werden kann, dass beide Soldaten bereits in ihrer Kindheit der nationalsozialistischen Propaganda ausgesetzt waren. Daher kann ein großes Spannungsverhältnis zwischen propagiertem Körperbild und eigener Körpererfahrung angenommen werden.

Im Folgenden werden einige Feldpostbriefe, die Geert und Henning Westphal während des Krieges verfassten, makroanalytisch untersucht, um die Aussagen – also die „regelmäßig auftauchende[n] und funktionstragende[n] Bestandteile [...]“, die einen Diskurs formen“<sup>12</sup> – zu filtern. Welche Haltungen nahmen die Soldaten im Diskurs um den Körper ein? Auf welche Weise vermittelten sie ihren Familienmitgliedern Informationen über ihre Verwundungen? Welche – für uns heute denkbaren – Aspekte wurden im Sprechen über Kriegsverletzungen verschwiegen?<sup>13</sup> Da eine Makroanalyse jedoch nur auf erste Anhaltspunkte verweisen und „nicht abschließend sein“ kann,<sup>14</sup> wird im Anschluss anhand eines einzelnen Feldpostbriefes mikroanalytisch untersucht, inwiefern sich die bei der stichprobenartigen Makroanalyse gefundenen Aussagen auch bei einer

9 Ebd., S. 8.

10 So zumindest die Darstellung des verwundeten Soldaten, der überlebte, vgl. aus dem Brief des verwundeten Soldaten via Hauptmann Matthias an Grethe, 01.09.1944, in: Ebd., S. 257.

11 Vgl. Henning an zu Hause, 01.10.1942, in: Ebd., S. 111.

12 Landwehr: Historische Diskursanalyse, S. 107.

13 Vgl. hierzu auch ebd., S. 110 ff.

14 Ebd., S. 112.

ausführlichen Untersuchung halten lassen. Welche semantischen, stilistischen, rhetorischen Auffälligkeiten weist die Quelle auf? Welche Argumentationsmuster wurden verfolgt, welche Emotionen schwangen mit, welche Zusammenhänge wurden hergestellt?<sup>15</sup>

Hierfür wurde ein Brief ausgewählt, in dem Geert seine Mutter über die Verwundung, die er sich im Dezember 1943 zugezogen hatte, informierte.<sup>16</sup> Dieser Brief eignet sich dabei in erster Linie aufgrund des geringen zeitlichen Abstands zwischen der Verwundung und der Mitteilung über diese für eine Mikroanalyse, da so möglichst unmittelbar der soldatische Umgang mit Kriegsverletzungen erfasst werden kann, zumal die weitere Entwicklung der Verwundung sowie der (potentielle) Heilungsprozess zu diesem Zeitpunkt noch ungewiss waren.

### Fallbeispiel: Der Umgang des Soldaten Geert Westphal mit Kriegsverletzungen

„Wie Du siehst, bin ich in Riga im Lazarett. Da brauchst Du aber gar keinen Schreck zu bekommen, denn es ist halb so schlimm. Am 21.12., als wir einen russischen Bunker ausräucherten, schmiss ein so dämlicher Iwan eine Handgranate vor meine Füße. Bevor ich noch ganz hinter der Grabenecke Deckung nehmen konnte, kreperte diese schon und dabei bekam ich einige Splitter ab. Es sind aber alles nur Fleischwunden, die in 3–4 Wochen bestimmt schon wieder vergessen sind. Die Splitter haben sich wie folgt an meiner linken Seite verteilt: 2 am linken Oberschenkel, 2 im linken Oberarm, und einer im linken Schulterblatt. Da weder Knochen noch Sehnen verletzt sind, ist die Sache für mich ganz besonders gut ausgelaufen.

Zuerst bemerkte ich auch nur ein leichtes Brennen und bin die 2 km bis zu unserer Stellung zurück gelaufen, als wäre mir nichts passiert. Ich wollte auch bei meiner Kompanie bleiben und nicht fort. Wegen der Tetanusspritze musste ich ja notgedrungen zum Truppenverbandsplatz bei unserem Bataillon. Da half mir all mein Sträuben nichts, der Arzt sagte, ich müsse zunächst zum Hauptverbandsplatz und könnte dann die Wunden beim Tross ausheilen lassen. Ich schickte deshalb meine Sachen mit dem Essensfahrzeug zum Kompanietross zurück und fuhr mit dem Sanitätswagen zum Hauptverbandsplatz [sic!] Dort kamen wir gleich mit fünf in den Operationsraum und einer nach dem Anderen wurde da unters Messer genommen. Noch leicht benommen von der Narkose hörte ich,

15 Vgl. hierzu auch ebd., S. 114–123.

16 Siehe (auch im Folgenden) Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Westphal/Westphal, S. 204 f.

wie der Chirurg sagte: der muss liegend weiter. Da half kein Widerspruch, und außerdem war ich noch gar nicht dazu aufgelegt, etwas dagegen zu sagen. Nicht etwa wegen Schmerzen, die verspürte ich kaum, sondern durch die Narkose. Da eine halbe Stunde später schon ein Transport zur nächsten Bahnstation fort ging, bekam ich außer dem, was ich am Leibe trug, gar nichts mit. Na, besser wäre es, ich hätte die notwendigsten Dinge mit bekommen, aber das ist ja nicht die Hauptsache.

Am Bahnhof kamen wir am 22.12. morgens zunächst in die Krankensammelstelle. Am 23. wurden wir dann nachmittags in einen behelfsmäßigen Lazarettzug verladen und fuhren dort abends fort. In Idritza hatte der Zug morgens am 24.12. sein Ziel erreicht. Hier wurden wir während der anderen Hälfte der Nacht in einen anderen behelfsmäßigen Lazarettzug verladen. Bis dahin hatte man uns im alten Zug auf ein Abstellgleis gefahren. Um Mitternacht ging dann die Reise über Rositten und Kreuzburg nach Riga, wo wir am 26. morgens früh eintrafen. Nach der Entlassung und Verbandswechsel fanden wir uns in weißen Betten in dem ausgezeichneten, ehemaligen Universitätskrankenhaus von Riga wieder.

Zum Glück darf ich auch aufstehen und auf der Station herum laufen. So lässt es sich ganz gut aushalten. ... Hoffentlich habt Ihr das Weihnachtsfest recht schön gefeiert. ... Für heute seid alle recht herzlich begrüßt von Eurem Geert.“<sup>17</sup>

Unterzieht man einige arbiträr ausgewählte Feldpostbriefe, die Henning und Geert während ihrer Einsätze als Soldaten verfassten, einer groben makroanalytischen Untersuchung, fallen in Bezug auf das Sprechen über Verwundungen vor allem zwei dominierende Aussagen auf:

Erstens: Soldaten skizzierten den Zustand ihres verwundeten Körpers, ohne den Lesenden eine präzise bildliche Vorstellung über das Ausmaß der Verletzung zu ermöglichen. So konturierten sie etwa das äußere Erscheinungsbild der Wunde, ohne die Wunde hinsichtlich ihrer Größe, Tiefe, ihrer exakten Stelle am Körper oder beispielsweise der Ausflussmenge des Eiters zu präzisieren („Splitter im linken Unterarm. ...Alle Knochen sind heil“;<sup>18</sup> „[...] dass die kleine Wunde am linken Arm zusehends heilt“;<sup>19</sup> „gestern [...] lief die Soße [= Eiter]“<sup>20</sup>). Die Familienangehörigen sollten zwar über den Gesundheitszustand informiert werden, sich diesen aber nicht bildlich ausmalen können, etwa um nicht mitleiden

17 Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Ebd., S. 204 f.

18 Henning an zu Hause, 08.07.1942, in: Ebd., S. 95.

19 Geert an Grethe, 03.06.1942, in: Ebd., S. 165.

20 Henning an zu Hause, 08.01.1943, in: Ebd., S. 124. Ähnlich auch z.B. Geert an Henning, 15.02.1944, in: Ebd., S. 220 f.

zu müssen. Das Bedürfnis der Soldaten, die Familie mit der Konfrontation ihrer Verwundung nicht zu sehr zu belasten, schien wichtiger als das Bedürfnis, über das tatsächliche Ausmaß der Verletzung zu berichten. Außerdem thematisierten Soldaten kaum die persönlichen Beeinträchtigungen, die ihnen bei natürlichen Alltagsprozessen wie etwa der Essenaufnahme oder in Sachen Hygiene durch die Verletzung entstanden und aufgrund derer sie auf die Hilfe Dritter angewiesen waren. Die Dysfunktionalität des Körpers im Alltag darzustellen gehörte offensichtlich zu dem, was als Soldat unsagbar war.

Zweitens: Soldaten relativierten das Ausmaß ihrer Verwundungen zu dem Zeitpunkt, als die Verletzung sich noch in einem akuten Zustand befand. Sie beteuerten in den Briefen bisweilen superlativisch ihren physischen wie psychischen Zustand („Mir geht es aber wirklich ausgezeichnet“<sup>21</sup>) sowie den Heilungsprozess, sofern dieser komplikationslos verlief („Die Wunden heilen fabelhaft“<sup>22</sup>). Mitunter verharmlosten sie ihre Verletzungen („es ist wirklich nicht so schlimm“<sup>23</sup>). Berichte darüber, wie es zu einer Verwundung gekommen war, wurden in einem sehr nüchternen Sprachstil, nahezu in einer Berichtform abgefasst. Gleichzeitig verzichteten sie in Briefen, in denen sie über eine (neue) Verwundung informierten, darauf zu erzählen, dass sie Schmerzen hatten, oder betonten, überhaupt keine bzw. kaum Schmerzen zu haben („Schmerzen habe ich fast gar nicht gehabt und spüre jetzt eigentlich fast gar nichts mehr davon“<sup>24</sup>). Eine Erwähnung von Schmerzen findet sich überwiegend in Briefen, die mit größerem zeitlichen Abstand nach der Verwundung verfasst wurden. Die Soldaten räumten erst später sukzessive ein, dass ihre Schmerzen sich gebessert hatten, wodurch erst im Nachhinein klar wurde, dass sie offensichtlich schon seit längerem unter Schmerzen litten. Ein Beispiel: Als Henning im November 1944 verwundet wurde, informierte er zunächst nur über die Art der Verwundung. Eine Erwähnung vom Ausmaß der Schmerzen findet sich nicht. Erst einige Wochen später, nachdem die Ärzte weitere Splitter entdeckt hatten und Henning operiert werden musste, gab er zu, dass es „[s]o schlimm [...] bisher noch nie“ gewesen sei. Auf Nachfrage seiner Mutter erklärte er schließlich mehrere Wochen nach der Verwundung – in seinem seit der Verwundung elften Brief –, welche Körperteile alle in Mitleidenschaft gezogen worden waren, bis er sieben Wochen nach der Verwundung sogar schrieb, dass nun „[d]ie Folterung [...] ein Ende“ habe.<sup>25</sup>

21 Henning an Grethe, 11.12.1944, in: Ebd., S. 283; ähnlich auch z. B. Henning an Geert, 29.12.1943, in: Ebd., S. 205; Henning an Grethe, 07.05.1944, in: Ebd., S. 240; Henning an zu Hause, 24.02.1944, in: Ebd., S. 223.

22 Henning an Grethe, 11.12.1944, in: Ebd., S. 283; ähnlich auch z. B. Henning an Grethe, 21.12.1943, in: Ebd., S. 204; Henning an Geert, 29.12.1943, in: Ebd., S. 205; Geert an Grethe, 14.01.1944, in: Ebd., S. 212.

23 Henning an Grethe, 24.11.1943, in: Ebd., S. 196; ähnlich auch z. B. Henning an Geert, 17.01.1943, in: Ebd., S. 129; Geert an Henning, 14.01.1944, in: Ebd., S. 213; Henning an zu Hause, 09.07.1942, in: Ebd., S. 95; Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Ebd., S. 204.

24 Geert an Jürgen, 20.05.1943, in: Ebd., S. 162.

25 Vgl. Briefe von Henning an Grethe zwischen 28.11.1944 und 12.01.1945, in: Ebd., S. 279–303.

Ausführliche Beschreibungen, welche Körperteile verletzt worden waren, gewährten die Soldaten häufig erst auf Nachfrage.<sup>26</sup> Die Familienangehörigen sollten sich durch die Beteuerung des Wohlbefindens, durch die Verharmlosung der Verletzungen und durch das Verschweigen bzw. nur schrittweise Eingestehen von Schmerzen nicht sorgen. Dies verdeutlicht auch die Quantität des Begriffs „Sorge“,<sup>27</sup> den die Soldaten in ihren Briefen auch immer wieder explizit benannten („um mich brauchst Du Dich ganz bestimmt nicht sorgen“).<sup>28</sup> Schmerzen einzugestehen gehörte offenbar ebenfalls zu dem, was als Soldat unsagbar war.

Inwiefern sich diese beiden Aussagen in einer eingehenden Analyse bestätigen, zurückweisen oder ausdifferenzieren lassen, wird anhand eines Briefes überprüft, in dem Geert Westphal seine Mutter über seine zweite Verwundung informierte.<sup>29</sup> Der Brief wurde am 27.12.1943 und somit sechs Tage nach der eigentlichen Verwundung verfasst. Er lässt sich insgesamt in vier Sinnabschnitte<sup>30</sup> gliedern, die auch die vorliegende Mikroanalyse strukturieren sollen und die in der oben abgedruckten Quelle markiert sind.

Geert begann seinen Brief mit der Information über seinen aktuellen Aufenthaltsort in einem Rigaer Lazarett aufgrund einer vorangegangenen Verletzung, die er sich im Zuge einer militärischen Operation gegen russische Soldaten zugezogen hatte. Gleich im zweiten Satz versuchte er seiner Mutter den ersten Schock zu nehmen, indem er die Verwundung als „halb so schlimm“ verharmloste. Als er erklärte, dass die Verwundung durch eine explodierte Handgranate eines russischen Soldaten entstanden sei, bediente er sich – verglichen mit seinem gewöhnlich eher gehobenen Schreibstil – einer auffallend saloppen Redeweise („schmiss“, „ein so dämlicher Iwan“, „krepierete“), was einen betont unbekümmerten Eindruck suggeriert und offenbar zur Verharmlosung beitragen sollte. Nahezu rechtfertigend erläuterte er, er habe gar nicht mehr rechtzeitig reagieren und sich vor der Explosion Schutz suchen können, was die Verwundung zur Folge hatte. Augenfällig ist die Verwendung von militärischem Fachjargon (Ausräuchern eines Bunkers, „Handgranate“, „Grabenecke“, „Deckung nehmen“), die vom Aufgreifen propagierter Feindbilder („dämlicher Iwan“) flankiert wird. Er

26 So erklärte Henning beispielsweise auf Nachfrage hin, an welchen Körperteilen er durch welche Waffen verletzt worden war, vgl. Henning an zu Hause, 04.12.1943, in: Ebd., S. 199 („Ich weiß, dass Mutti das immer sehr genau wissen will und hoffe, dass ihr das genügt“); ähnlich auch Henning an Grethe, 31.12.1944, in: Ebd., S. 296.

27 Siehe hierzu auch Landwehr: Historische Diskursanalyse, S. 112, der vorschlägt, dass auch „eine quantifizierende Vorgehensweise möglich [ist], die [...] einen Eindruck vermittelt, welche Worte wie häufig vorkommen“.

28 Geert an Grethe, 14.01.1944, in: Westphal/Westphal, S. 212; ähnlich auch Henning an zu Hause, 04.12.1943, in: Ebd., S. 199; Henning an Grethe, 05.02.1944, in: Ebd., S. 218.

29 Siehe (auch im Folgenden) Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Ebd., S. 204 f.

30 Eine Begrüßung am Anfang des Briefes findet sich in der Edition nicht. Da aber keiner der edierten Briefe eine Begrüßung oder Anrede enthält, wird davon ausgegangen, dass dies der redaktionellen Arbeit der Herausgeber geschuldet ist. Daher wird der fehlenden Anrede in der Analyse keine Bedeutung beigemessen.

neut bagatellierte er die Verletzungen, indem er bekräftigte, es seien „aber alles nur Fleischwunden“, die in wenigen Wochen „vergessen“ seien und ihn somit nicht langfristig beeinträchtigen würden. Die verletzten Körperteile, die von der Explosion betroffen waren, listete er ganz pragmatisch auf, ohne näher darauf einzugehen, welche Verletzung etwa die schlimmste oder schmerzhafteste war und welche Wunde die meiste körperliche Beeinträchtigung für ihn persönlich verursachte. Sachlogisch argumentierte er, dass die militärische Operation („die Sache“) für ihn „ganz besonders gut ausgelaufen“ sei, da „weder Knochen noch Sehnen verletzt sind“, ohne allerdings zu referenzieren, für wen „die Sache“ weniger gut ausgegangen war. Dadurch blieb eine präzise Vorstellung darüber offen, wie gravierend die Unternehmung eigentlich war und welche Folgen sie für Geerts Einheit hatte. Der erste Abschnitt des Briefes trug folglich die primäre Funktion, die Mutter angesichts der Verwundung zu beruhigen. Sekundär schien Geert auch eine gewisse Rechtfertigungsstrategie zu verfolgen, überhaupt verwundet worden zu sein.

Im Anschluss beschrieb Geert das Geschehen unmittelbar nach der Explosion der Handgranate bis zu seinem Abtransport nach einer operativen Versorgung der Verwundung. Er beteuerte erneut auf verharmlosende Weise, „nur ein leichtes Brennen“ gespürt zu haben, „als wäre nichts passiert“, weshalb er vom Ziel des Einsatzes zunächst zur Stellung zurücklief. Als Grund, weshalb er nicht sofort zum Truppenverbandsplatz, sondern zur Stellung zurückkehrte, führte er seine Einheit an, bei der er bleiben wollte. Die folgenden Ausführungen, wie Geert erst zum Truppenverbandsplatz und von hier zum Hauptverbandsplatz kam, dort operiert und schließlich entschieden wurde, dass er ins Lazarett müsse und nicht wieder zu seiner Einheit zurückkönnen, werden dominiert von apologetischen Äußerungen, die seine medizinische Versorgung als Verpflichtung darstellten, gegen die er sich mehrfach (vergeblich) aufzulehnen versuchte („notgedrungen“, „Da half mir all mein Sträuben nichts“, „Da half kein Widerspruch“). Seine versuchte Gegenwehr gegen die ärztlichen Anordnungen begründete er allerdings nicht sachlogisch – etwa durch das Anführen seines Wohlbefindens oder der Nichtigkeit der Verletzungen. Durch die fehlende Kausalität in dieser Argumentation wird ersichtlich, dass seine Gesundheit oder die schnelle Heilung seiner Wunden offenbar nicht im Zentrum seines persönlichen Interesses standen. Deutet man diesen Eindruck in Verbindung mit seinem weiter oben getätigten Bedürfnis, bei seiner Kompanie zu bleiben, scheinen Kameradschaft und Solidarität der Relevanz des eigenen Körpers übergeordnet gewesen zu sein. Darüber hinaus fällt Geerts wiederholte Betonung auf, kaum Schmerzen gehabt zu haben, womit er mutmaßlich wiederholt die Beruhigung der Mutter bezweckte. Insgesamt ist der Abschnitt geprägt von einem nüchtern und sachlich anmutenden Schreibstil, der an die Form eines Berichts erinnert. Im Vordergrund scheint die Rechtfertigung zu stehen, aufgrund der ärztlichen Entscheidungen nicht bei der Kompanie bleiben zu können.

Der nüchterne und sachliche Berichtstil findet in der Beschreibung Geerts über den Krankentransport von der Krankensammelstelle bis zum Lazarett in Riga seinen Höhepunkt. Der Textabschnitt ist frei von Erwähnungen über das eigene physische wie psychische Befinden. Auffallend sind Begriffe, die auf die kriegsspezifische Situation verweisen, infolge derer ein vermutlich nur wenig angenehmer Transport möglich war („behelfsmäßig“, „Abstellgleis“, „wurden wir [...] verladen“), sowie die gehäufte Nennung von Orten („Idritza“, „Rositta“, „Kreuzburg“, „Riga“) und Zeitangaben („morgens“, „nachmittags“, „um Mitternacht“). Durch diese Orientierungspunkte wird eine weitere Funktion des Feldpostbriefes deutlich, der – wie die Historikerin Angela Schwarz konstatierte – überdies eine „Klärungsfunktion“ besaß, d. h. Feldpostbriefe dienten im Allgemeinen mitunter dazu, „in der schriftlichen Fixierung der eigenen Gedanken zu vielfältigen Themen im Verlauf der Korrespondenz Klarheit über Fragen [zu] gewinnen, die den Einzelnen bedrängen mochten.“<sup>31</sup> Indem Geert detailliert den Ablauf bis zu seiner Ankunft im Krankenhaus dokumentierte, strukturierte er die Stationen auch noch mal für sich selbst. Betrachtet man den zweiten und dritten Sinnabschnitt gemeinsam, fällt zudem auf, dass Geert bei der Darstellung seines Weges von der Verwundung bis zu seinem aktuellen Aufenthaltsort im Lazarett die Stationen genau nachzeichnete, die das Kriegssanitätswesen im Zweiten Weltkrieg bei der Versorgung von Verwundeten vorsah. Von Station zu Station entfernte er sich immer weiter vom Gefechtsgebiet bzw. von seiner Kompanie (vom Truppenverbandsplatz zum Hauptverbandsplatz hin zur Krankensammelstelle und von dort aus ins Lazarett<sup>32</sup>). Die explizite Benennung der einzelnen Stationen lässt erneut die Schlussfolgerung zu, dass es Geert ein großes Bedürfnis war, bei seiner Kompanie bleiben zu können.

Zum Abschluss des Briefes erläuterte Geert den aktuellen Stand seines Befindens. Dass er sich im Krankenhaus den ärztlichen Anordnungen fügte, wird an der Formulierung „aufstehen und herumlaufen dürfen“ anstelle von „können“ manifest, was den Schluss nahelegt, dass er seinen Gesundheitszustand akzeptierte und auf sein körperliches Wohl achtete. Er schloss mit einem kurzen Bezug auf Weihnachten und einer klassischen Grußformel, wobei hier auffällig ist, dass Letzteres auch an seine zuhause befindlichen jüngeren Brüder („habt Ihr“, „seid alle“) adressiert ist, während er am Briefanfang hervorhob, explizit seine Mutter brauche angesichts seiner Verwundung keinen Schrecken zu bekommen („Du“).

31 Vgl. hierzu auch Angela Schwarz: „... whenever I feel depressed I dash off a page or two of scribble“. Briefe in die Heimat als Überlebensstrategie britischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg, in: Veit Didczuneit (Hg.): Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkrieg, Essen 2011, S. 209–218, hier: S. 214. Schwarz konstatiert die Funktion von Feldpostbriefen zwar am Beispiel britischer Briefe; diese können allerdings auch auf die deutsche Feldpost übertragen werden.

32 Vgl. z. B. Abbildung 2 in Sebastian Schiel/Ralf Vollmuth: Die palliativmedizinische Versorgung schwerstverwundeter und sterbender Soldaten in den frontnahen Sanitätseinrichtungen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrmedizinische Monatsschrift 61/21 (2017), S. 292–299, hier: S. 294.

Im Gesamtbild bestätigen sich die beiden Aussagen, die im Zuge der Makroanalyse herausgearbeitet wurden: Sowohl eine extensive Beschreibung des Soldatenkörpers als auch die Benennung von Schmerzen gehörten zu dem, was – zumindest im Fall der beiden Soldaten Geert und Henning Westphal – im Diskurs über Körper während des Zweiten Weltkriegs nicht bzw. kaum sagbar war. Die Mikroanalyse im Falle von Geerts Feldpostbrief zeigt zudem zwei weitere Aspekte auf: Zum einen wird deutlich, dass Geert dem Wert der Kameradschaft eine große Bedeutung beimaß, die er bisweilen wichtiger als seine eigene Gesundheit nahm. Zum anderen hatten Soldaten das propagierte Körperideal scheinbar so sehr internalisiert, dass eine im Einsatz erlittene Verwundung und somit ein „beschädigter“ Körper ein Legitimationsmuster erforderlich machten.

## Fazit

Der Nationalsozialismus propagierte ein ästhetisiertes Körperbild, das sich durch Gesundheit, Disziplin, Ertüchtigung und Vollkommenheit auszeichnete. Zudem definierte er Männlichkeit über das Ideal des furchtlosen, tapferen und harten Soldaten, der keine Gefühle wie Angst oder gar Schmerzen eingestand.<sup>33</sup> Angesichts der Kriegswirklichkeit waren viele Männer mit Beginn des Zweiten Weltkriegs nun herausgefordert, „individuelle Körperentwürfe und idealisierte Propagandakörper in Übereinstimmung zu bringen“, zumal wenn sie bereits frühzeitig Verwundungen erlitten hatten.<sup>34</sup> Wie die Analyse gezeigt hat, wurden im Falle der Brüder Westphal vorwiegend Rechtfertigungsstrategien eingesetzt, um die Divergenz zwischen Körperideal und Körpererfahrung zu kompensieren.

Natürlich kann der vorliegende Aufsatz nur erste Hinweise für eine systematischere Betrachtung des Umgangs von Soldaten mit Verwundungen liefern. In diesem Sinne handelt es sich noch nicht um eine erschöpfende Diskursanalyse, aber um eine Probebohrung, die das Vorgehen und die Funktion der Methode exemplarisch verdeutlicht.

Gerade ein diskursanalytischer Zugriff auf das Thema kann aber Perspektiven für weiterführende Studien eröffnen: Gemäß der Auffassung Landwehrs, sich bei der Bildung des Quellenkorpus nicht „ausschließlich auf eine bestimmte Institution, eine bestimmte Personengruppe [...] zu konzentrieren“,<sup>35</sup> stellt gerade die Feldpost eine vielversprechende Quellengattung zur Untersuchung von Wirklichkeiten dar. Da die Feldpost die einzige Möglichkeit zur Kontaktaufnahme während des Krieges war, stammen viele Briefe auch „aus den schreibun-

33 Siehe z.B. Klaus Latzel: *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn/München/u. a. 1998, S. 312, 315.

34 Ellerbrock: *Übersterblichkeit*, S. 290.

35 Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, S. 98.

kundigeren Schichten“,<sup>36</sup> wodurch Aussagen breiter Bevölkerungsteile vertreten sind. Gleichzeitig birgt der unterschiedliche soziale Hintergrund der Autoren auch eine große Herausforderung für diskursanalytische Arbeiten, da dieser sich in den Briefen niederschlägt und eine Analyse der „Gleichförmigkeit von immer wieder ähnlich Gesagtem oder Geschriebenem“<sup>37</sup> erschwert, die wiederum zentral für die Korpusbildung ist. Auch das Herausarbeiten von Aussagen ist bei der Analyse von Feldpostbriefen zeitweise recht komplex, da immer zwischen den Aussagen differenziert werden muss, die ein Soldat aus Gründen der staatlichen Zensur, aus Gründen seiner persönlichen Überzeugung oder aus Gründen des Schutzes seiner Familie tätigte.

Zugleich würde es für eine breiter angelegte Studie gelten, auch die propagandistischen Erzeugnisse des NS-Regimes in Bezug auf Körper- bzw. Soldatenbilder als Quellen einzubeziehen, damit die Wechselbeziehung zwischen „äußerem Ideal und internalisiertem Körperkonzept“<sup>38</sup> stärker berücksichtigt wird und nicht nur – wie letztlich im vorliegenden Beitrag – der historischen Kontextualisierung von Aussagen dient. Dadurch könnte auch „die potenzielle Widerständigkeit des Körpers“<sup>39</sup> ermittelt werden, etwa wenn Aussagen getroffen wurden, die mit dem vermittelten Idealbild brechen – beispielsweise durch das unverblühte Eingeständnis von Schmerzen oder den Ausdruck von Erleichterung angesichts einer Verwundung, durch die ein Kampfeinsatz verhindert wurde.

Letztlich bietet sich – trotz aller quellenbedingten Herausforderungen – eine diskursanalytische Untersuchung von Feldpostbriefen durchaus an, um zu erforschen, was die deutsche Bevölkerung während des Nationalsozialismus in Bezug auf das Körperbild „als Wissen und Wirklichkeit akzeptiert[e]“. <sup>40</sup> Um Aussagen über die Wirkungsmacht eines politischen Systems bzw. des nationalsozialistischen Propagandaapparates treffen zu können, müsste jedoch auch ein längerer Zeitraum untersucht werden – oder beispielsweise ein Vergleich zwischen den beiden Weltkriegen gezogen werden – um feststellen zu können, wie sich das Sagbare und das Unsagbare in Gesellschaften zu bestimmten Zeiten verändert haben.

36 Martin Humburg: *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944*, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 18. Auch Elke Scherstjanoi plädiert dafür, dass sich die Feldpostforschung mehr für diskursanalytische Zugriffe öffnet, vgl. Scherstjanoi: *Feldpostbriefe in der (Zeit-) Geschichte*, S. 124.

37 Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, S. 99.

38 Ellerbrock: *Übersterblichkeit*, S. 283.

39 Ebd., S. 283.

40 Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, S. 89.